

Kriegszeiten

Wie haben wir Küssnacher den Zweiten Weltkrieg erlebt? Von mir ist zu sagen: Nicht hier in unserem Dorf, sondern im Zürcher Oberland und in der Stadt Zürich habe ich ihn erlebt. Schon in den Jahren 1936-37 hörte ich in England von unheimlichen Ereignissen. Jüdische Flüchtlinge kamen oft zu meiner «Herrschaft» zu Besuch, um sich wieder einmal sattzuessen. Da geisterte oft das böse Wort «Krieg» durch die Gespräche, aber mein «Boss» war Pazifist und konnte nicht glauben, dass die Menschheit einen solchen Irrsinn ein zweites Mal begehen würde. Auch ich in meinem jugendlichen Idealismus glaubte nicht daran. Später, nach meiner Rückkehr in die Schweiz, übernahm ich eine Stelle an einer Sechsklassenschule im Zürcher Oberland. Der Weiler hiess Erlösen und war eine Aus-senwacht von Hinwil. War das eine friedliche Welt! Mein Schulhaus stand einsam auf einem Hügel, ich konnte weit in die Runde blicken. Aber zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich dort beinahe ein Jahr lang fast wie auf einer Insel wohnte, glücklich und natürlich voll beschäftigt mit der Schule, mit Haus und Garten.

Gibt es Krieg?

Aber auf einmal ging die Angst um. In den Sitzungen der Schulpflege, im Kirchenchor, bei den Nachbarn, die zur Hauptsache Bauern waren, überall hörte man die bange Frage: Gibt es wirklich Krieg? Ich glaubte damals fest daran, dass man das Unheil abwenden könnte, wenn man nur inbrünstig um Frieden beten würde. Ich schrieb auch ein Bittgebet, das ich jetzt, nach so vielen Jahren, in meinen alten Dokumenten wieder gefunden habe:

Herr, gib uns heute unser täglich Brot,
Herr, und beschütze uns vor Kummer und vor Not!
Gib und bewahre du den Frieden aller Welt!
Lösch nicht der Hoffnung Stern, der noch die Nacht erhellt.
Die Felder stehn bereit, und golden ist die Saat;
gebiete du dem Sturm, der drohend schon sich naht!

Heute kommen mir diese Verse reichlich geschwollen vor, damals aber war mir heiliger Ernst. Aber alles Beten – auch im «klassischen» Stil – nützte nichts. An einem schönen Septembermorgen schreckte mich ein Meldereiter aus dem Schlaf: Er blies zur Mobilmachung.

Lehrerin von 53 Schülern

Nun war es aus mit meiner Friedensinsel. Die Lehrer am Bachtel mussten einrücken. Meine Schüler wurden ins Dorf geschickt, und mich beorderte man nach Ringwil, wo wegen des Lehrermangels gleich drei Sechsklassenschulen zusammengezogen wurden. 53 Schüler hatte ich da zu bändigen, zum grossen Teil wilde Bengel, viel «unhandlicher» als meine braven Erlöser. Mein Schulhaus

stand genau zwischen Hinwil und Wetzikon. Da musste ich zuerst ins Dorf radeln und nachher meinen schweren Raleigh ungefähr eine halbe Stunde bergaufwärts schieben. So «ausgeruht» ging's dann frisch ans Werk!

Wie kann man Erstklässler aus drei verschiedenen Schulen mit drei verschiedenen Lesemethoden unter einen Hut bringen? Zum Glück hatten doch schon alle einige Buchstaben kennengelernt. Ich weiss nur noch den Anfang eines «Neger-spruchs», den ich mühsam zusammengebastelt hatte:

Miro, moro, muro, mu!

So ging's noch ein paar Zeilen weiter unter dem Konterfei eines kohlschwarzen Negers.

Stolz war ich auf mein Werk – aber nicht lange. Am anderen Morgen verkündete mir ein Knirps aus Unterbach laut und für alle vernehmlich: De Vatter hät gsäit, das seig en Säich, das mües ich nüd leere! «Da häsch's»!

Die Heimfahrt nach der Schule war auch abenteuerlich genug. Meine Trommelbremsen genügten nicht, ich musste mit beiden Füessen nachhelfen. Als der Herbst immer unfreundlicher wurde, führte mir mein Schulpfleger, Herr Muggli, mein Bett und einige Kleinigkeiten mit Ross und Wagen nach Ringwil. Nun war das Leben besser zu meistern. Zum Glück durfte ich aber nach einigen Wochen wieder zu meinen braven Schülern heimkehren.

Eiertätsch in Ziegelbrücke

Von nun an verlief die Kriegszeit ziemlich friedlich. Meine Bauern liessen mich nicht verhungern und steckten mir manchmal etwas Gutes zu, entweder Eier oder Butter oder ein köstliches Kartoffel-Bauernbrot. Herrlich! Aber ich wäre auch sonst nicht verhungert. Einmal brachte ich meiner Mutter per Velo ein Köf-ferchen mit Eiern ins Glarnerland. Leider rutschte das kostbare Gut vom Päck-liträger, als ich in Ziegelbrücke die Bahnschienen überqueren musste! So ein Eiertätsch!

In diese Zeit fiel auch unsere Verlobung. Von meinem Schatz sah ich natürlich nicht viel; er war meistens irgendwo im Gotthardgebiet «vergraben». Aber stolz war ich auf ihn, als er im vollen Wuchs als frischgebackener Leutnant in Braunwald erschien, um bei meinen Eltern «um meine Hand anzuhalten»! Auf unsere Verlobungskarte hatten wir geschrieben:

In schweren Zeiten zusammenstehn,
zusammen schreiten und aufwärts sehn.

Worauf unser alter Musiklehrer am Künsbacher Seminar, unser geliebter «Tiger», prompt «dem streitbaren Paare» alles Gute wünschte!

Der Revolver

Trotzdem folgten ruhige Zeiten, bis es im Mai 1940 auch bei uns in der Schweiz brenzlig wurde. Man hörte von einem deutschen Invasionsplan, und zwar sollten die deutschen Truppen irgendwie übers Oberland einfallen. Das hörte ich in einer

Sitzung der Schulpflege. Spontan verkündete ich: «Jetzt will ich schiessen lernen.» Mein Nachbar reagierte sogleich: «Sie können von mir einen Revolver haben, ich besitze eine Waffensammlung.» So wurde ich Besitzerin eines hübschen «Revis». Mein Eugen aber lachte mich aus: «Du sagst dann zum Eindringling: Sä da schüess du, ich han Angscht!»

Aber einmal wäre ich fast zum Schuss gekommen. Das war nach einem verregneten Tag im Spätherbst. Da knackte und raschelte es vom Zimmer nebenan, wo das Telefon war, ganz merkwürdig. Ich öffnete leise die Nachttischschublade, zog den grausig kalten Revolver hervor und nahm zitternd die Verbindungstüre ins Visier. Aber eine halbe Stunde verstrich, und niemand wollte mich überfallen. Es wurde langsam Tag, und ich merkte, dass mich – die Mäuse erschreckt hatten. Diese waren vom Feld in das hundert Jahre alte Schulhaus, ihr Winterquartier, geflüchtet und putzten ihre «Wohnung».

Zum Schuss kam ich dann erst nach dem letzten Examen, bei der «Züglete». Das Ding verursachte einen unheimlichen Knall und rauchte gewaltig.

Abschiednehmen und Wiedersehen

Nun musste ich mich von meinen lieben Schülern und Nachbarn verabschieden. Eugen bekam kurz Urlaub für die Hochzeit, und jetzt wohnten wir in Zürich gegenüber dem Milchbuckschulhaus. Wenige Wochen konnte mein Mann an seiner neuen Stelle im Limmatschulhaus wirken, als sein Urlaub schon wieder abgelaufen war. Es war ein dauerndes Abschiednehmen und Wiedersehen. Selten wusste ich, wo die Truppe stationiert war, auch dann nicht, als ich eine Woche lang auf den Tod krank war. Wir mussten froh sein, dass die Zeit der Geburt eines Kindes gerade in einen Urlaub fiel. Wir versuchten auch etwas «nachzuhelfen». Vor der Geburt unseres Ältesten marschierten wir festen Schrittes vom Üetliberg den steilen Denzlerweg hinunter – ich glaube, das hat gewirkt!

Bomben auf Zürich

Anderthalb Jahre später kam unser zweiter Sohn zur Welt. Sein erster Schrei fiel genau mit dem Aufheulen der Sirenen zusammen. Da wurde es uns erst wieder so richtig bewusst, dass jenseits der Grenzen der Krieg wütete und dass dort die Mütter täglich mit diesen grausigen Heultönen leben mussten. So richtig erschauern liess uns aber ein Erlebnis vierzehn Tage später. Unser Heini genoss gerade sein erstes Bad, als es über unseren Häusern krachte und die Sirene auf dem Schulhaus gegenüber losheulte. Ich packte unseren Kleinen, nass wie er war, in eine Woldecke, und wir flüchteten in den Keller. Dort mussten wir fast zwei Stunden lang ausharren, bis die Entwarnung ertönte. Was war geschehen? Das Quartier Frohburgstrasse war irrtümlicherweise bombardiert worden. Ein Mann wurde getötet, zwei Häuser wurden verwüstet, in weitem Umkreis gingen die Fensterscheiben in die Brüche. Über unsere Häuser wurden Trümmer bis hinunter zum Schaffhauserplatz geschleudert. Ein tragischer Irrtum! Ich befürchtete,

mein nasses Büblein könnte sich erkältet haben, aber Gott sei Dank kam er mit einem kleinen Schnupfen davon.

Während Wochen und Monaten wurden wir Nacht für Nacht von der nahen Sirene aufgeschreckt, was für unsere und der Kinder Nerven nicht gerade gut war. Aber immerhin: Bei uns herrschte ja Frieden!

«Hitti butt! Hitti butt!»

Und wieder, wie im Oberland, lebte ich auf einer Insel, ohne Radio, ohne Zeitung. Vogel Strauss? Wohl eine Art Selbstschutz. Endlich, Anfang Mai 1945, kam mein Mann aus der Schule und verkündete: «Jetzt hät s de Hitler putzt!» Unser Jürgli verstand ja wirklich nichts davon, aber er tanzte fröhlich in der Wohnung umher und rief immer wieder: «Hitti butt! Hitti butt!» So war endlich der grause Spuk vorbei, und wir dankten dem Herrgott, dass wir so gut davongekommen waren. Aber so richtig froh konnten wir nicht werden. Wir mussten an all das Elend denken, das über so viele Menschen durch diesen unseligen Krieg gekommen war. Ein Jahr später kehrten wir der Stadt den Rücken und zogen nach Küsnacht, genau zehn Jahre nach unserem Abgang aus dem Seminar. Hier spürten wir natürlich nicht mehr viel von den Folgen des Krieges, höchstens, dass wir den ersten Winter im «Langhartengut» an der Seestrasse fürchterlich froren, weil «man» aus Spargründen für die Zentralheizung noch keine Kohle gekauft hatte. Als dann die beiden Buben an Keuchhusten erkrankten, schlüpfte der Vater in Trainer und Finken ins Bett, um den Kleinen rasch und ohne zu frieren helfen zu können. Die faule Mutter blieb meistens liegen!

Der unheimliche Begleiter

So haben wir die Kriegszeit in Küsnacht nicht erlebt. Hingegen hat mir eine liebe Bekannte eine hübsche Geschichte erzählt. Nach einem Konzert oder einer Operaufführung fuhr während des Krieges kein Zug mehr nach Küsnacht. Aber meine Freundin, eine resolute, unerschrockene kleine Fünzigerin, wollte nicht auf Kultur verzichten. Mutig nahm sie jeweils nach einem Opernabend den Weg nach Küsnacht unter die Füsse. Doch einmal war's ihr doch etwas unheimlich. In stockdunkler Nacht – es war ja Verdunkelung vorgeschrieben – marschierte sie vom Tiefenbrunnen los, als sich ihr ein junger Velofahrer zugesellte. Er fuhr auf der Seestrasse neben ihr her, ohne ein Wort zu sagen. Schliesslich riet ihm meine Freundin mit barscher Stimme: «Los Bueb, gang du häi, ich chönnt ja dini Mutter sii!» Aber der Kerl liess sich nicht abschütteln. Schliesslich drang aus einem Haus ausserhalb Zollikons ein schwacher Lichtstrahl und beleuchtete das Gesicht der Verfolgten. Ein erschreckter Blick – der unheimliche Begleiter reisst seinen Göppel herum und verschwindet Richtung Zürich. Aufatmend spricht die Heimkehrende: «Meine Schönheit hat mich gerettet!»

Zwei Weltkriege habe ich nun erlebt: den ersten als kleines Mädchen, den zweiten als junge Frau. Möge uns Gott vor einem dritten behüten!

Babet Jegge-Kläsi